Die ewige Jagd.

Roman von Adolph Schaffmeyer.

(6. Fortsetzung).

Bis schließlich der Teufel in Hubbards Brust geweckt wurde, sein Blut zu kochen begann und er sich überwinden erklärte.

Die dunklen, stolzen Augen aus dem Goldrahmen schienen ihm zuzuwinken. — — Er wußte, nie würde er dieses wunderbare Wesen wiedersehen, wenn er jetzt zurücktrat, der Feigheit würde man ihn zeihen, achselzuckend ihn mit seinen moralischen Bedenken beiseite schieben — — —

Jim Hubbard erhob sich und reichte dem Colonel die Hand.

„Ich bin mit im Kampf," sagte er nur.

Begeisterte Zustimmung, Glückwünsche, Siegesfanfaren.

Keiner der beiden anderen ahnte, welchen Anteil Cynthia an der Gewinnung des neuen Bundesgenossen gehabt — aber Hubbard empfand, daß er jenes Wesen wiedersehen mußte.

Viertes Kapitel.

Hätte Frau Major Oglethorpe, die würdige Wirtin des Boardinghauses, in dem George Shirley seit mehreren Jahren wohnte, hätte Frau Major Oglethorpe eine Ahnung von dem respektwidrigen und anmaßenden Gedanken gehabt, die durch das Hirn des Herrn Shirley an dem frühen Morgen kreisten, als er, des perlenden Weines der Champagne voll, die Treppe ihres renommierten Hauses hinaufstieg — nebenbei zu einer Stunde hinaufstieg, wo anständige Menschen längst im Bett liegen sollten, so würde sie ganz zuversichtlich mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berge gehalten haben. Die gute Dame mit den runden Raubvogelaugen und der Hakennase würde ihm dann wohl auch zu verstehen gegeben haben, daß junge Männer, die um zwei Uhr Morgens nach Hause kommen, jedenfalls nicht auf sehr gottgefälligen Wegen wandeln und aller Wahrscheinlichkeit nach der ewigen Verdammnis viel näher sind, als sie selber vermuteten.

Und überdies, wenn es Herrn Shirley in ihrem Hause, in dem nur gut empfohlene Leute ein Heim fanden, nicht länger paßte, nun, so sei sie die letzte in der Welt, Herrn Shirley — aber er würde schon verstehen.

Woraus ersichtlich ist, daß Frau Major Oglethorpe Renommee und Charakter ihres Hauses nebst dem Vorzug, an ihrem Tisch zu essen, durchaus nicht gering einschätzte. Sie gehörte nicht zu den Leuten, die ihr Licht unter den Scheffel stellen.

Und darin hatte sie recht. Denn wer in Amerika nicht die Kunst des Bluffens versteht, der wird nie zu Ansehen gelangen, — es ist wohl heutigentages in anderen Ländern auch nicht anders. Und dann — das mußte ihr auch der Neid nachsagen, daß sie sich wacker durchs Leben geschlagen hatte, seitdem sie Witwe geworden war. Mit ehrlicher Arbeit, die der Amerikaner bekanntlich sehr hochschätzt, und einer gehörigen Dosis Schlauheit, die er noch viel höher schätzt. Sie hatte Erfolg gehabt, und wenn man den hat, so fragt man im Lande der Dollars nicht allzu ängstlich nach den Mitteln.

Als nämlich der achtbare Major Oglethorpe vor einem Jahrzehnt das Zeitliche gesegnet — viel plötzlicher, als ihm angenehm war — da hatte er unter seinem großen Freundeskreise wohl den Ruf eines lebenslustigen und trinkfesten Gentleman hinterlassen, im übrigen aber nur wenig von jenen irdischen Gütern, die in unseren Tagen eines heillosen Materialismus immer notwendiger zum Fristen des elenden Daseins sind.

Aber die trauernde Witwe, die aus einer echten Yankee-Familie Neu-Englands stammte, ließ deshalb noch lange nicht den Kopf hängen. Sie besaß das waschechte Yankee-Gottvertrauen, das, wenn es sich zäher Energie, Weltklugheit und Menschenkenntnis zugesellt, und nebenbei versteht, die Hände zu rühren, im Lebenskampf meistens oben bleibt. Dem, der sich selber hilft, dem hilft Gott, sagt ein charakteristisches Sprichwort der Yankees.

Mit diesen Eigenschaften reichlich ausgerüstet, begann die Majorin den Daseinkampf. Kaum war der Gatte in die kühle Erde gebettet, so trocknete sie ihre Tränen und faßte den Entschluß, ein Boardinghaus — natürlich ein hochrespektables, auf christlicher Grundlage und mit guten Preisen — in New York zu eröffnen.

Und obgleich ihre guten Freunde sämtlich lange Gesichter zu dieser Idee machten und eine Menge scheinbar unanfechtbarer Gründe dagegen ins Feld führten, besonders den, daß eine alleinstehende Frau von den schamlosen Menschen stets ausgebeutet und übers Ohr gehauen würde, sintemalen sie eben zum schwachen Geschlecht gehöre und zuviel Mitleid mit schlechten Zahlern und Betrügern habe, so blieb die Majorin doch fest auf dem einmal gefaßten Entschluß beharren.

Nämlich, was das schwache Geschlecht betraf, so hatte sie ihre eigenen festen Ideen — und in Betreff der säumigen Zahler, nun das sollte ihre Sorge sein.

Mit der ihr eigenen Tatkraft warf sie sich alsbald auf die Aufgabe, ein passendes Haus für ihre Zwecke zu finden, und gleich hier zeigte sich, daß das Glück wirklich manchmal den begünstigt, der sich keine Mühe verdrießen läßt, es aufzustöbern.

Das sehr geräumige Wohnhaus einer alten und reichen New-Yorker Familie in den dreißiger Straßen bei der Madison Avenue war von dieser aufgegeben, weil das von Jahr zu Jahr näher herankriechende „business" alle vornehme Ruhe und Exklusivität mehr und mehr verscheuchte, stand leer und war zu einem unverschämt hohen Preise zu vermieten.

Was tat nun Frau Major Oglethorpe? Den listigen Agenten übergehend, wandte sie sich direkt an den Eigentümer, einen noblen Kavalier der alten Schule, klagte ihm ihr Leid in beredten Worten, umstrickte und umgarnte ihn, wobei die schwarzen Trauerkleider wirksame Mithilfe leisteten, und schraubte währenddem die Mieteforderungen mit einer Unverschämtheit herunter, die einem smarten Geschäftsmann einfach als naive Weiberunverschämtheit vorgekommen wäre, aber bei dem liebenswürdigen alten Herrn, der gegen Damen von wundervoller Höflichkeit war, zum Ziele führte. Ein langjähriger Mietskontrakt wurde aufgesetzt, sogar zu weitgehenden Renovierungen verstand sich der Besitzer, so daß der Agent die Hände über dem Kopf zusammenschlug.

Als das Haus dann bezogen wurde, hatte es zwar seinen Anstrich einstiger Vornehmheit im Innern völlig verloren, machte aber dafür mit seinem ganz neuen Anstrich und seinem auf Auktionen und Ausverkäufen erstandenen, kunterbunten Mobiliar einen frischen, freundlichen Boardinghauseindruck.

Inzwischen hatte die Majorin auch in ihrem ganzen Freundeskreise, in den Logen und Klubs, denen der selig Entschlafene angehört, die große Werbetrommel tapfer gerührt, auch die Zeitungen zu Hilfe genommen, — und so dauerte es nicht lange, bis sie eine hübsche Gesellschaft um sich versammelt hatte. Dabei entwickelte sie eine ungemein geschickte Manier, allen Aufnahmesuchenden gleich von Anbeginn die Ueberzeugung zu suggerieren, daß es als Auszeichnung zu betrachten sei, in ein Haus aufgenommen zu werden, in dem auf tadellose Respektabilität, feinen Ton und gesellschaftliche Stellung sehr hoher Wert gelegt würde. Wer streckt nicht vor einem Bluff die Waffen, der mit dem gehörigen Applomb in die Welt gesetzt wird?

Aber ein Zweifel wäre doch berechtigt gewesen, ob Frau Major Oglethorpe auf die Dauer den vielfachen Anforderungen eines großen Boardinghauses hätte genügen können, denn wenn sie auch die Kunst verstand, bei ihren Gastmählern würdig zu repräsentieren, so fand sie es doch um vieles schwieriger, sich als Hausfrau zu betätigen. Sie besaß nämlich eine angeborene und durch ein behäbiges Leben verstärkte Abneigung gegen schwere und gewöhnliche Hausarbeit. Ihrer Ansicht nach hatte der liebe Gott sie auch nicht dazu geschaffen. Da ereignete es sich denn recht oft — bei der Unzuverlässigkeit der Dienstboten — daß ihre Boarders leise Klagen über schlecht aufgeräumte Zimmer oder zähe und ungenießbare Beefsteaks führten, — leise Klagen, nur hinter dem Rücken der Majorin geäußert, denn das empfand jeder: offenen Beschuldigungen oder gar Revolten hätte sie eine Zungenfertigkeit entgegengesetzt, der einfach nichts gewachsen war.

Aber es kam doch nicht so weit, daß die Dinge eine kritische Wendung genommen hätten, denn das Glück, das ja Witwen und Waisen unter seinen besonderen Schutz nimmt, sorgte für Abhilfe. Freilich einer gar absonderlichen Persönlichkeit bediente es sich dazu, so absonderlich, daß sogar die Majorin sich anfangs mit Händen und Füßen dagegen wehrte.

Dieser gute Engel der würdigen Dame war aber kein anderer als ihr leiblicher Neffe Helios Doxbury, später kurzweg Helios getauft.

Helios war in einem kleinen Neu-England-Nest geboren und wäre dort wohl Zeit seines Lebens geblieben, hätte er nicht eine Tante beerbt. Mit dreißigtausend blanken Dollar in der Tasche erwachten seine Ambitionen und die Sehnsucht nach New York. Er glaubte, die Welt gehöre ihm.

Sein erstes Erlebnis in der Weltstadt war ein gefälliges Dämchen, das ihn in unglaublich kurzer Zeit um einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner Erbschaft erleichterte — seit jener Zeit hatte Helios' Liebesleben und sein Vertrauen in die Ebenbilder Gottes einen schweren Knacks bekommen.

Mit dem Rest seines Geldes erwarb er bei einer ihm günstig erscheinenden Gelegenheit einen kleinen Herrenausstattungsladen, allein noch einem Jahre war auch dieser Traum ausgeträumt. Es langte noch zu einem ganz kleinen Zigarrenstand, doch eines Nachts wurde dieser von frechen Dieben ausgeplündert. Nur ein halbes Dutzend leerer, aber echter Havanakistchen und ein zerschlagener Schaukasten zeugten am nächsten Morgen von entschwundener Pracht.

Nun sah Helios ein, daß auch die vielgerühmte geschäftliche Unabhängigkeit ihre Kehrseite hat. Er wurde nacheinander Schaffner eines Straßenbahnwagens, Droschkenkutscher, Bücheragent, etwas später Sitzanweiser in einer Bowery Mission für unheilbare Trunkenbolde. Diese etwas aufregende Beschäftigung vertauschte er eines Tages mit der eines Gehilfen bei einem Leichenbestatter.

Jetzt endlich schien Helios den seinem innersten Wesen und seinem Aeußeren entsprechenden Beruf gefunden zu haben. Wenn er mit seiner langen, hageren Gestalt in seinem endlos schwarzen Gehrock, mit dem melancholischen Gesichtsausdruck, der dünnen, überhängenden, gleichsam von innerer Zerknirschung versinkenden Nase und seinen langen Armen die Zeremonien bei einem Leichenbegängnis leitete, so fuhr bei seinem Anblick auch in das Herz des frivolsten Leidtragenden ein schreckhaftes Etwas von Ewigkeitsschauern und Gedanken an ein furchtbares Jenseits stiegen auf.

Eines Tages aber starb sein Arbeitgeber — denn hin und wieder sterben ja auch Leichenbestatter — und ein neuer Pharao kam ins Land, der wesentlich andere Ansichten über Leichenfeiern hatte. Er meinte nämlich, die seien an sich schon traurig genug, wenn auch nicht gerade vom geschäftlichen Standpunkt, als daß man noch durch ungewöhnliche Mittel wie den Anblick von Helios die Stimmung künstlich zu verdüstern brauche.

So stand denn Helios abermals der kalten, erbarmungslosen Welt gegenüber und am liebsten hätte er sich jetzt in einen langen, schwarzen Sarg gelegt und wäre bei schöner Orgelbegleitung ins bessere Jenseits hinüber gegangen — aber ein echter Yankee hat neun Leben wie die Katzen, und Gedanken an Selbstvernichtung liegen ihm fern.

Jetzt endlich fiel ihm seine reiche Tante Oglethorpe ein, eine entfernte Cousine seiner Mutter, die er bei seiner Ankunft in New York nicht aufgesucht, weil er sich schämte, ihr seine Erfahrung mit dem Dämchen zu erzählen. Jetzt wollte er zu ihr gehen — vielleicht, daß sie ihm helfen konnte.

Es war ein prachtvoller Frühlingstag, und Frau Major Oglethorpe stand gerade am Parlorfenster und überlegte, ob sie shopping gehen sollte, als sie ein langes schwarzes Ungetüm langsam die Treppe heraufkommen sah.

Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und Gedanken an den Tod und allerhand schreckliche Dinge, mit denen man wohl als fromme Christin und eifrige Kirchengängerin vertraut ist, die aber doch nicht angenehm berühren, wenn man sie plötzlich von Angesicht zu Angesicht sieht, fuhren ihr durch die Seele.

Das Mädchen putzte gerade die Treppe, die Haustür stand offen, so kam Helios ungehindert herein und klopfte.

Die Majorin schrie dem Besucher in ihrer Aufregung zu, daß sie nicht zu Hause sei, — aber Helios abweisen, wenn er erst mit seiner monotonen Stimme begonnen hatte, das war ein Ding der Unmöglichkeit.

„Tante Mary, ich bin Helios Doxbury — —"

Mittlings sank sie auf das Sofa, die Hände gefaltet — aber nach und nach beruhigte sie sich doch, vernahm die gleichmütige, eintönige Stimme mit dem klagenden Unterton, die mit der Zeit wie ein Schlafmittel wirkte, und fing hier und da ein Wort auf.

Da erfuhr sie denn manches aus seinen Erfahrungen in der großen Stadt — doch immer noch blieb sie ohne Ahnung, daß es das Glück war, das an ihre Tür pochte. Wie es so geht, daß man die Menschen mit der Nase darauf drücken muß, bevor sie begreifen. Helios selbst begriff viel früher, daß große Gelegenheiten hier seiner harrten, — als Stütze der Hausfrau sah er in diesem Hause ein Feld, so recht geschaffen für seine vielseitigen Talente — und er griff danach, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm greift.

(Fortsetzung folgt.)

— Auf dem Spazierritt. Sonntagsreiter Meier (zu dem Kollegen Krause): „Um eine Flasche Wein, wer zuerst auf der andern Seite des Grabens ist!"

„„Angenommen!""

(Beide purzeln während des Anlaufs herunter.)

Meier (stöhnend): Ich habe gewonnen, Krause — mein Gaul war zuerst drüben!"

— Ein Knicker. „Hat der Vater Ihrer Braut Ihnen endlich das Jawort gegeben?"

„„Ach, dieser alte Geizkragen dreht erst jede Tochter zehnmal herum, bevor er sie hergibt."

No. 275.

Humoreske von Alwin Römer.

In der „Feierabendpost hatte eine Anzeige gestanden: „Witwer, Rentier, Kirchenrat, Mitte der Vierzig, sucht für die Leitung des Haushalts und die Erziehung seiner Kinder älteres wirtschaftliches Fräulein selbstlosen, sanften Charakters. Bei soliden, anspruchslosen Lebensgewohnheiten angenehme Altersversorgung. Offerten usw. usw."

„Ich würde mich entschieden melden, Natalie!" riet Theobald Molkenbecher seiner Schwester, die mit einem säuerlichen Gesicht und zusammengekniffenen Lippen auf dem alten Ripssofa saß und mit spitzen Fingern an einem zwecklosen Viereck von schreckhaften Dimensionen herumhäkelte. Er hatte nämlich die Absicht, sich demnächst noch, etwas verspätet, in den heiligen Ehestand zu begeben und fürchtete, daß seine altjungferlich-eigenwillige Schwester seiner jungen Frau die Herrschaft im Haushalt nicht ganz freiwillig abtreten würde. Und Natalie, die die Hoffnung auf einen herbstlichen Liebestraum noch immer nicht ganz aufgegeben hatte, und „Frau Kirchenrat" für eine ganz passable Anrede hielt, setzte sich zurecht und schrieb.

Und nun hatte sie sich in ihr Schwarzseidenes geworfen, das einen fast zu würdigen Eindruck machte, den Hut mit der großen Straußenfeder auf die gut unterlegte kleidsame Frisur gesetzt und den Zug nach Herrlingstadt bestiegen, um sich dem zu erobernden Witwer, Mitte vierzig, vorzustellen.

Der Zustrom zu Bädern und Sommerfrischen war schon im Gange; deshalb war es nicht leicht, in dem D-Zuge einen Platz nach Wunsch zu finden. Die Abteile für Frauen zeigten sich in allen Fensterplätzen vergeben, und auf einen anderen reflektierte Natalie Molkenbecher natürlich nicht. Schließlich entdeckte sie in einem Nichtraucherkupee einen merkwürdigerweise freigebliebenen Eksitz an der großen Außenscheibe.

Zwar bedeutete ihr einer der Insassen, daß auch dieser Platz schon belegt sei. Der Herr weile augenblicklich nur im Speisewagen. Indes kehrte sie sich nicht daran. Es wird schon ein Kavalier sein, der Dich nicht nötigen wird, aufzustehen, wenn er wirklich vor Herrlingstadt aus dem Speisewagen zurückkehren würde, dachte sie optimistisch.

Selbstherrlich machte sie es sich bequem, verstaute ihre Tasche im Netz, schob die Zeitungen des Abwesenden ein Stück weiter und musterte mit vornehmer Ueberlegenheit die Kupeegefährten.

Bei der nächsten Station drängten sich noch zwei reiselustige Gesellen in das Abteil trotz aller feindseligen Blicke, mit denen sie die Unverschämten spickte. Und gleich danach tauchte auch der Schlemmer auf, der das teuere Diner heruntergegessen hatte und sich wohl gar ein Mittagsschläfchen leisten wollte — auf ihrem Eckplatze! Nun, das würde er sich hoffentlich vergehen lassen, wenn er sah, daß jemand auf diesem Platze saß, dem man zart entgegenzukommen hatte.

Aber sie hatte sich bitter getäuscht. Es war kein Kavalier. Trotz seines eleganten Aeußeren, trotz der dicken goldenen Uhrkette und dem Brillantring am kleinen Finger.

„Ich glaube, meine Gnädigste, Sie sitzen auf meinem Platz!" sagte er nach einem kurzen Rundblick. „Wenn Sie die Güte hätten. . .?"

Und dabei machte er eine Handbewegung, die seine Aufforderung ohne jedes Mitgefühl ergänzte.

„Der Platz war frei!" entgegnete sie harthörig und rückte sich zurecht, als wenn sie ihn für das nächste Jahrzehnt ganz gewiß nicht aufgeben würde.

„Bitte, hier ist meine Platzkarte!" sagte er kühl, und als sie noch immer nicht Miene machte, zu rücken, rief er sich den Schaffner.

Natürlich hörte da aller Widerstand auf, obgleich sie gereizt war wie ein gehänselter Papagei. Eigentlich wollte sie sich ein anderes Kupee suchen. Aber das hätte wie Flucht ausgesehen vor diesem Banausen, der sich in seinem Eckplatz räkelte und seinem Gegenüber die Speisenfolge mitteilte, für die er soeben „nur" drei Mark zu erlegen gehabt hatte.

Nein, sie blieb. Selbst als er weiter renommierte, daß auch der Sekt durchaus solide notiert sei, und dabei mit einem Champagnerpfropfen spielte, den er aus seiner Jacketttasche selbstgefällig hervorgekramt hatte.

Das war doch wirklich nur zum Belächeln.

„Ich sammle diese Dinger schon seit Jahren!" erklärte er vergnügt dabei. „In meinem Zimmer habe ich eine Erkerportiere. Da kommen sie sozusagen als Fransen dran. Sieht famos aus und beweist, wie man gelebt hat! Das ist Nummer 275! Alle kann man sie ja nicht mitnehmen. Sonst wären's schon ein ganz Teil mehr!"

Der andere machte ein sehr respektvolles Gesicht. Er war offenbar in einer weniger einträglichen Stellung und beneidete den Genüßling um seine Renommier-Portiere sehr.

Fräulein Molkenbecher schürzte die Lippen voll Verachtung und schloß die Augen. Der ungalante Nachbar musterte sie währenddessen nicht gerade wohlwollend.

„Hören Sie mal, Fräulein, sagte er plötzlich, „nehmen Sie Ihre Hutnadel aus dem Haar, so lange Sie hier drin sitzen. Das ist lebensgefährlich. Und zwee Oogen habe ich bloß!"

Da fuhr sie auf wie eine beleidigte Königin.

„Belästigten Sie mich nicht, mein Herr! Meine Hutnadel geht Sie gar nichts an!" zischte sie wütend.

„Es steht aber im Eisenbahnreglement, daß. . .

„Wollen Sie nicht wieder den Schaffner rufen?" unterbrach sie ihn höhnisch.

Andere mischten sich in den Streit: Der Herr habe recht. Es sei wirklich verboten, die langen Hutnadeln ohne Sicherung zu tragen. Sie blieb hartnäckig und ließ sich nicht belehren. Dann verstummte die Debatte. Der Störenfried mochte es wohl selbst für kindisch halten, den Schaffner schon wieder zu zitieren.

Sie schloß die Augen von neuem. Und der Zug sang im Rollen seine eintönige Melodie weiter. Es war kein Wunder, daß aus dem erheuchelten Schlaf langsam ein echter wurde.

Plötzlich weckte sie ein heftiger Ruck. Die Lokomotive pfiff wie besessen. Die Schaffner schrien: „Herrlingstadt". Sie schrak empor und merkte mit einiger Beklemmung, daß sie ihrem verabscheuten Widerpart im Schlummern etwas zu nahe gerückt war und mit ihrem Hutrande zweifellos belästigt haben mußte.

Aber wenn sie auch die Absicht gehabt hätte, ihm ein Wort der Entschuldigung zu gönnen: es mangelte dazu wirklich an Zeit. Sie mußte sich beeilen, auszusteigen, wenn sie nicht eine Station weiter mitgenommen werden wollte.

Hastig griff sie nach ihrem Reisegepäck und verließ, ohne von den Insassen des Kupees noch Notiz zu nehmen, hoheitsvoll den Zug.

Daß man ein wenig ironisch hinter ihr drein lachte, glaubte sie noch zu hören. Aber sie warf den Kopf zurück. Was gingen die Banausen sie an? Ordentlich stolz kam sie sich vor, in der Hutnadelfrage so unverbindlich wie möglich gewesen zu sein. In diesem einen Punkte hatte sie sich wenigstens nicht unterkriegen lassen. Und das erfüllte sie mit stolzer Genugtuung, wenn sie auch den Eckplatz hatte räumen müssen!. . .

Eine Viertelstunde später zog sie die Glocke an der Gartenpforte einer sehr verlockenden Villa, die dem Rentier und Kirchenrat gehörte. Freudig klopfte ihr das Herz beim Anblick dieser behaglichen Stätte. Hier blieb sie. Das war ausgemacht. Hier legte sie den Grundstein zu einem späten, aber um so gediegneren Eheglück. Sie wollte den wackeren Witwer schon bezaubern!

Mit ihrer sanftesten Miene, ihrem bescheidensten Gebaren, ihren artigsten Worten, trat sie vor ihn hin. Er war auch anfänglich von ihrem zur Schau getragenen Wesen recht angenehm berührt, besprach die verschiedensten Wirtschafts- und Erziehungsangelegenheiten, erkundigte sich nach ihren Gehaltsansprüchen und fand sie akzeptabel, bis er plötzlich ganz deutlich einem ihr unbegreiflichen Gegeneinflusse unterlag, nachdem er eine ganze Weile erst verblüfft, nachher mit einem stillen Mißbilligen in der Miene, auf ihren Hut gestarrt hatte. . .

Ziemlich reserviert bekam sie ihren Abschied. Er würde ihr schreiben, wenn sich das Engagement einer schon vor ihr dagewesenen, sehr gut empfohlenen Dame etwa zerschlagen sollte. Sein Gesicht hellte sich nicht wieder auf, obwohl er sie bis an die Gartenpforte geleitete. Es behielt den seltsamen Ausdruck leisen Befremdens, zurückgehaltener Mißbilligung.

„Du hättest Dir doch eine Schutzhülse für Deine alberne Hutnadel kaufen sollen!" kalkulierte sie in ärgerlicher Beklommenheit. „Vielleicht hat er Anstoß an der herausragenden Spitze genommen! Männer sind ja so unberechenbar! Oder ob ihm die Straußenfeder zu flott erschienen ist?. . . Jedenfalls war es ein eingebildeter alter Philister, der es gar nicht verdient, daß man sich für ihn opfert!"

Dennoch fuhr sie mit einer nagenden Enttäuschung im Herzen heim. Nicht einmal eine Tasse Kaffee als Erfrischung gönnte sie sich in Herrlingstadt, das in ihren Augen tief gesunken erschien und fortan nur noch als „ganz trostloses Nest" verächtliche Erwähnung fand.

Als sie daheim die Wohnung betrat, erhob sich ihr Bruder gespannt von seinem Schreibtisch, an dem er gerade wieder eine Epistel verfaßte. Einen Liebesbrief natürlich an das junge Gänzchen, mit dem sie künftig hier um die Herrschaft zu ringen haben würde. Ihr Groll wurde durch die Beobachtung nicht geringer.

„Na", erkundigte sich Theobald, die Schwester eindringlich musternd, „Du scheinst Glück gehabt zu haben? Ist er ein netter Mensch, dieser Kirchenrat?"

„Ein Idiot ist er! Ein bornierter Affe, der mir im Mondschein begegnen kann! Schade um das schöne Bahngeld!" wetterte sie.

„So so!. . . . Und ich dachte, weil Du so vergnügt aussahest. . .

„Ich? Vergnügt? Du bist wohl nicht gescheidt?" rief sie, immer wütender werdend.

„Aber reg' Dich doch nicht auf, Natalie! Es machte wirklich den Eindruck. Dein fideler Hutnadelschutz läßt alles andere eher vermuten, als daß Du verärgert zurückkommst!"

„Mein — fideler — Hutnadelschutz?" jappste sie entsetzt und fuhr sofort mit beiden Händen zum Kopf hinauf, um des ungeahnten Schmuckes habhaft zu werden.

Und da hatte sie dann die Bescherung und wußte plötzlich, weshalb der Herr Kirchenrat auf einmal so kalt und reserviert geworden war, nachdem er sie eigentlich schon halb und halb engagiert hatte, und von ihr auf seine Heiratsmöglichkeit nicht ungünstig abtaxiert worden war.

An ihrer Hutnadelspitze steckte nämlich ein ziemlich umfangreiches, knolliges Etwas, das sich bei zornbebender Betrachtung als ein schöner goldköpfiger Champagnerpfropfen mit dem Korkbrand „Henckel" darauf erwies.

An diesem „Henckel" hatte der Korb gesessen, den der Herr Kirchenrat ihr abschwenkend gegeben. Denn „ein wirtschaftliches Fräulein, sanften, selbstlosen Charakters mit soliden, anspruchslosen Lebensgewohnheiten" sichert ihre Hutnadel natürlich nun und nimmer mit Sektstöpseln. . .

„So eine Gemeinheit!" entrang es sich voll Entrüstung ihren verkniffenen Lippen, und ingrimmig schleuderte sie den 275. Beweis des Wohllebens eines Menschen in die Ecke, der ihr als der Inbegriff aller Selbstsucht, Bosheit und Protzerei galt und dessen Namen und Adresse sie nur leider nicht kannte, um ihm ihre Ansicht über seine herrlichen Charaktereigenschaften schriftlich geben zu können. . .

Aber bei ihrem nächsten Ausgang taufte sie sich doch eine neue Schutzhülle für ihre Hutnadel!

Gebackene Rosen.

Wir betrachten die Rose, die uns mit ihren glühendroten Blättern als Sinnbild der Liebe erscheint, mit dem gleichen Entzücken, mit dem wir die weißen Blätter der Rose anschauen, die sich unschuldsvoll aus dem Kelche neigen. Und wenn wir uns vorstellen, daß diese holden Kinder der Flora gebacken in einer Pfanne liegen, erfaßt uns ein leichtes Grausen. Und doch ist alles nur Gewohnheitssache. In Paris z. B., wo man auch in weniger eleganten Lokalen die „Beignets de Rose" vorgesetzt bekommt, sieht man darin eine Huldigung für die Blume.

Die Sitte, Rosen in gebackener Form zu genießen, ist Jahrtausende alt und stammt aus Asien. Im Reiche der Mitte gelten Rosenblätter schon seit Jahrhunderten als Leckerbissen, und wenn eine chinesische Schöne sich etwas besonders Schönes ausdenkt, dann denkt sie an Rosenblätter. Die Rosen müssen des Morgens, wenn der Tau noch auf ihnen liegt, von den Stengeln genommen werden. Dann werden sie sogleich gewaschen, wobei man recht vorsichtig zu Werke gehen muß. Das Backwerk muß warm aus der Pfanne genossen werden. Die Blüten werden entweder auseinander genommen und in einen irdenen Topf getan, oder sie werden in eine Schüssel gelegt. Nun werden Eier darüber geschlagen und die Blätter mit Mehl und wenig Zucker zu einem steifen Teig verrührt. Unterdes hat man Oel zum Sieden gebracht, und darin backt man die Rosen gleich andern Beignets rasch ab. Man nehme möglichst wenig Eier und wenig Mehl. Dann behalten die Rosen ihren zarten, feinen Geschmack, den süßen Duft, der sich wie eine leichte Wolke mitteilt. Auch zu andern Zwecken wird die Rose noch verwandt. Die feinen, zarten Blätter werden als Tabak verarbeitet, und die Amerikanerinnen gefallen sich augenblicklich darin, Blätter von Rosen zu rauchen.

— Ein Held. „Na, ich sage Ihnen, dem Herrn hab ich's aber gegeben, das kann ich Ihnen sagen. Und wenn er auch zweimal so groß und zweimal so stark ist wie ich, das hat mich nicht gehindert, ihm meine Meinung schlankweg ins Gesicht zu sagen. Namen habe ich ihm gegeben, die kein Wörterbuch verzeichnet. Und nicht gemuckst hat er, der Feigling."

„Er versuchte nicht, Sie zu mißhandeln?"

„Was? Mich mißhandeln? Nein, mein Lieber, das wagt er nicht. Als er nur den geringsten Versuch machte, mit zu antworten, da, ja da — hing ich einfach den Hörer ab und ließ ihn stehen..."

Unsere Schnittmuster-Offerte

Kurzer Mantel zur Reise. No. 8320.

Vollkommen abweichend von ihrer früheren Form sind alle halblangen Mäntel. Der Raglan-Stil, der früher nur für Blusen galt, beherrscht nun das ganzweite Gebiet der Mäntel und Jacken.

8320

Nicht allein der Aermel ist es und der lose Rücken, der diesen Kleidungsstücken ihre Eigenheit verleiht, sondern vielmehr die glockenförmige Hüftenweite, die die augenfällige Neuerung bedeutet. Große Taschen und der einreihige Vorderschutz geben ihnen ein fast „männliches" Aussehen. Ohne Frage sind sie außerordentlich populär und werden sich auch für den Sommer und Herbst in der Gunst der Damenwelt halten. Zur Herstellung nimmt man die derben englischen Tweeds. Solider im Aussehen sind Serge und Tuch. Zu Sportkleidern gesellt man auch die schottischen Jacken, die besonders schick wirken. Allem Anschein nach kehrt auch der altbekannte Scotch homespun zurück, der stets ein idealer Mantelstoff infolge seiner Dauerhaftigkeit war. Gebraucht werden zu diesem Schnittmuster, welches in sechs Größen, von 34—44, vorräthig ist, 5⅝ Yard Material bei 42 Zoll Breite.

Bestellungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst 15 Cents an jedes bestellte Muster an das

Pattern Dept., Omaha Tribüne
1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon.
Ich wünsche Muster No. .....
.....Zoll Brust- oder Taillenweite.
(Jahre ..... bei Kinderjachen.)
Name .....
No. ..... Straße.....
..... Stadt .....

Elektrische Stadt-Reklame.

Immer vielfacher wird das Elektrischlicht auch zu Reklame-Zwecken angewendet. Seine Benutzung für private Reklame ist längst etwas alltägliches oder vielmehr allnächtliches geworden, und in den Ver. Staaten mehr, als irgendwo sonst. In den letzten paar Jahren wird aber auch bei amerikanischen Stadt-Gemeinwesen dieses Mittel der Selbstanpreisung oder lokalpatriotischen Verherrlichung immer beliebter.

Es gibt nach den letzten Nachrichten eines Fachblattes schon über 80 amerikanische Städte, welche den am Bahnhof Nachts anlangenden Fremden sofort durch ein riesiges elektrisches Lichtzeichen, das ein paar schlagende Worte enthält, auf Vorzüge der Stadt aufmerksam machen oder ihn zum Verweilen einladen. Und die Zahl nimmt beständig zu. Man glaube ja nicht, daß nur große Städte darunter wären! Gar manche Gemeinwesen von nicht mehr als 1500 Einwohnern verkünden der besuchenden Welt in elektrischen Licht-Buchstaben ihre Ansprüche und Hoffnungen. Auch sind alle Landesteile darunter vertreten.

Unter den großen Städten zeigt sich Boston mit folgendem Stabreim-Spruch in Elektrischlicht an: „Bigger, Busier, Better Boston". Pittsburg hat den Spruch erkoren: „Pittsburgh Promotes Progreß". Walla Walla, im Staate Washington, ruft dem Fremden zu: „Was Walla Walla wünscht, sind Sie". Die Kansaser Staats-Hauptstadt Topeka sagt kurz und gut: „Topeka Will". Viele Städte deuten in ihrem Elektrischlicht-Gruß an, daß die Wanderungen des Besuchers nunmehr vorüber seien, und er sich getrost hier niederlassen könne. „She Sits Forever in the Sun", lautet der poetische, wenn auch für die Nachtzeit nicht so recht passende Gruß von Colorado Springs. „Watch Scranton Grow" ist der geschäftige Zuruf von Scranton, Pa., an den Fremden. Und stolz ruft Schenectady, N. Y., in Glühlicht-Lettern aus: „Schenectady Lights and Hauls the World."

Manche Städtchen auch, wie Menominee, Mich., begnügen sich mit einem liebenswürdigen: „Welcome", das vielleicht vielen am besten gefällt.